



Barock und Pop sind gar nicht so weit auseinander: Der fantastische Countertenor und begnadete Vivaldi-Sänger Philippe Jaroussky

Es ist nur Barock, aber ich mag es

Nie waren die Komponisten Georg Friedrich Händel und Antonio Vivaldi populärer als heute. Das wundert nicht. Ihre Epoche der Musikgeschichte steht unserer Popmusik näher als jede andere, meint *Friedrich Pohl*

Das Jahr 2007 ist noch jung. Aber schon jetzt sind wieder mehr als zwei Dutzend neue CDs mit der Musik von Georg Friedrich Händel (1685–1759) und Antonio Vivaldi (1678–1741) erschienen - die ungezählten Compilations nicht mitgerechnet. In den Hitparaden sind die beiden inzwischen Dauererfolge, mit ihren Werken wird in Fernsehspots geworben, zahlreiche junge Sänger wagen mit diesen Melodien die ersten Schritte in die Öffentlichkeit. Keine schlechte Bilanz, wenn man bedenkt, dass Händel zu ihren Lebzeiten in London drei Opernunternehmen ruinierte und Vivaldi in Wien erbarmungswürdig verarmt starb.

Dass beide ausgerechnet Anfang des 21. Jahrhunderts noch einmal einen solchen Popularitätszuwachs verzeichnen, ist erstaunlich. Denn das traditionelle Repertoire in vielen Konzerthäusern und Opernhäusern beschränkt sich nach wie vor in weiten Teilen auf die Musik von Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) bis zu Gustav Mahler (1860–1911), also von Hochklassik bis zu moderater Moderne.

Genauso wie die Epochen davor wird in Abgrenzung zur Unterhaltungsmusik dieser Bereich „ernste Musik“ genannt, zumindest von der Gema (der Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte). Damit trägt diese Institution nach wie vor nicht nur zur völlig absurden Diskriminierung der Popmusik bei, sondern trennt Musikstile, die sich nicht trennen lassen.

Man sollte gerade die Musik der Zeit Händels und Vivaldis, das späte Barock, als Teil der Unterhaltungskultur im besten Sinn begreifen. Dieses Barock ist weniger Klassik als Pop. Beide Künstler schufen ihre Werke nicht als „absolute“ (funktionslose, sich selbst erklärende) Musik mit Anspruch auf die Ewigkeit, sondern als überaus wertvollen Gebrauchsgegenstand.

Die Hörgewohnheiten zur damaligen Zeit sind mit den heutigen Klassikkonzerten nicht zu vergleichen. Die Musiker spielten - und gleichzeitig plauderte, aß, trank und liebte das Publikum. Wenn man heute im Radio Barockmusik hört, lässt sich der Effekt nachvollziehen: Diese Musik stört nicht. Beim inzwischen populären Spätromantiker Anton Bruckner (1824–1896) oder gar dem leider gefürchteten Zwölftöner Arnold Schönberg (1874–1951) wäre das undenkbar.

Händel und Vivaldi waren Geschäftsleute, die vor allem Geld verdienen wollten. Dass sie dabei auch künstlerische Ziele verfolgten, ist kein Widerspruch. Im Pop funktioniert das mitunter genauso.

Als Konzertgänger wird man zunächst von der Idee erschlagen, sich dreistündige Händel-Opern oder -Oratorien anzuhören. Doch im Grunde handelt es sich hier nur um groß angelegte Hitsammlungen, die

mit einer Handlung und kurzen Erklärstücken (Rezitativen) ausgeschmückt sind. Entsprechend armselig lesen sich viele zugrunde liegende Textstoffe.

Von Ausnahmen abgesehen, dauert die barocke Arie genau die drei bis fünf Minuten, die ein Radiopopsong heutzutage braucht. Am besten kann man das im Moment bei der CD „Heroes“ des großartigen Philippe Jaroussky bestaunen, auf der er unerhört sinnlich Vivaldi-Arien interpretiert. Jaroussky ist Countertenor, also einer, der als Mann in den Höhen singt, die sonst nur Knaben vorbehalten sind.

Zu Händels und Vivaldis Zeiten galt diese Stimmlage als eine Art Ideal. Dafür wurden talentierten jungen Sängern schon in jungen Jahren kurzerhand die Hoden entfernt. Der Kastrat Farinelli war der wohl berühmteste Vertreter dieser Sängergattung. Solche Eingriffe in die körperliche Unversehrtheit sind heute nicht mehr üblich, trotzdem musiziert Jaroussky so engelsgleich,

das man den Jüngling im Manne zu erkennen glaubt.

Viel wichtiger aber: Jaroussky singt bei aller Virtuosität äußerst verständlich, klar und rein. Damit haftet ihm nichts von der aufgesetzten Künstlichkeit an, die man zu Recht bei so vielen klassischen Opernsängern beklagt. Insofern klingt beispielsweise ein Titel wie „Vedro con mio diletto“ (aus der Oper „Il Giustino“) glaubhaft wie ein Popsong. Die Akkordfolgen sind überschaubar, die musikalische Form kann man auch verstehen, wenn man kein Musikwissenschaftler ist, die Melodie ist lang gezogen, aber hinreißend und fassbar. Damit sind diese Arien auch für ein Publikum interessant, das sich vom Bombast und der Komplexität der Wagner-Opern und Mahler-Sinfonien regelrecht erschlagen fühlt.

Das Geschäft mit der Musik des 17. und frühen 18. Jahrhunderts blüht. Barockfestivals erfreuen sich größter Beliebtheit, Barockopern sind in der Regel prächtig besucht, und die entsprechenden CDs verkaufen sich wunderbar. So gelang etwa dem Oboisten Albrecht Mayer im vergangenen Jahr mit seiner CD „New Seasons“ der Überraschungshit schlechthin, indem er Händel-Arien geschickt für sein Instrument arrangierte.

Zugegeben, Vivaldis Violinkonzert-Zyklus „Die vier Jahreszeiten“ und Händels Oratorium „The Messiah“ haben sich schon immer gut verkauft, der entscheidende Unterschied ist heute die Hartnäckigkeit, mit der ihr restliches Schaffen erschlossen wird. Während bei den üblichen Verdächtigen wie Ludwig van Beethoven (1770–1827), Johannes Brahms (1833–1897) und Giuseppe Verdi (1813–1901) immer wieder auf dasselbe Repertoire gesetzt wird, müht man sich bei Vivaldi und Händel redlich, unbekannte Werke zu präsentieren. Bisher ungespielte Opern werden aufwendig aufgenommen, immer mehr Musiker wühlen sich durch die Archive, um möglichst eine Händel- oder Vivaldi-Weltpremiere auf CD präsentieren zu können.

Dass es inzwischen möglich ist, Barockmusik derart ergreifend, aber auch unmittelbar zu interpretieren, wie Philippe Jaroussky es tut, hat wesentlich mit der sogenannten historischen Aufführungspraxis zu tun. Allein der Versuch, die damaligen Musizierweisen realistisch nachzuvollziehen, hat den Konzert- und Tonträgermarkt revolutioniert. Vorbei die Zeit, als man die Alte Musik mit überbesetzten Sinfonie-Orchestern verkleben ließ und sie zur Einheitssoße verrührte.

Heute klingt das Barock spritzig und aufwühlend, und niemand kann mehr Händel spielen, ohne sich nicht zumindest die Frage nach Uraufführungsbedingungen gestellt zu haben. Das sah vor nur 50 Jahren noch ganz anders aus. Philippe Jaroussky wird inzwischen - wie viele seiner Kollegen - als Popstar ver-

marktet. Das ist nur konsequent. Zumal auch die Höhe seines Gesangs nicht mehr abschrecken dürfte. Scheuen doch auch Popstars wie Justin Timberlake oder Robie Williams nicht vor dem Gebrauch des Falsetts zurück. Gerade Williams verlieh dadurch seinem Titel „Tripping“ eine markant hypnotische Note und landete damit seinen letzten echten Hit. Die ganze Karriere des in den 80er-Jahren erstaunlich erfolgreichen Duos Modern Talking basiert auf dieser Art des Refrains. Derartige Vergleiche mit Händels und Vivaldis Musik mögen einem heute bizarr vorkommen.

Unbestritten ist aber, dass sie beide in ihren Glanzzeiten erstaunlich erfolgreiche Komponisten waren und dafür absurderweise bis heute von vielen Fachleuten nicht ernst genommen und belächelt werden.

Über Johann Sebastian Bach (1685–1750), den dritten und größten Meister jener Epoche, hat sich außer zu seinen Lebzeiten keiner lustig gemacht. Aber er gehörte auch nicht zum Komponistentypus, wie Händel und Vivaldi ihn darstellten. Bach schrieb vorzugsweise zur Ehre Gottes, sah sich als Arbeiter, verzichtete auf äußerliche Effekte und war wild entschlossen,

Gültiges zu schaffen. Größer konnte der Unterschied nicht sein. So klischeehaft es klingen mag: Bach war einzigartig, zeitlos, unabhängig von Moden. Das lässt ihn auch von der derzeitigen Barock-Euphorie unberührt. Zumal Aufnahmen seiner Werke in letzter Zeit ausgesucht unspektakulär daherkamen.

Bach stand spätestens als Thomaskantor geistlichen Denkweisen wesentlich näher als weltlichen. Vivaldi hingegen wurde zwar schon früh Priester, scherte sich aber offensichtlich wenig um kirchliche Angelegenheiten. Viel lieber erteilte er jungen Damen Musikunter-

richt und entwickelte dabei ein erstaunliches Gespür für das, was den Hit macht. Der Vergleich zu unseren Zeitgenossen, leidlich erfolgreichen Produzenten wie Timbaland (Justin Timberlake) oder Giorgio Moroder (Donna Summer), ist geradezu zwangsläufig. Genau wie seinerzeit Händel plagten sie sich mit divenhaften Sängern und Sängerinnen herum, die an ihren Kompositionen zweifeln. Ob auch ihre Kunst in 250 Jahren wiederentdeckt wird, lässt sich heute noch nicht sagen. Aber mit geschickter Popmusik ist einiges möglich. Händel und Vivaldi beweisen es.

Barockmusik



Hittlieferant:
 „Vier Jahreszeiten“-
Komponist:
 Antonio Vivaldi

DIE EPOCHE

In der Musikgeschichte wird die Zeit zwischen den großen Epochen Renaissance und Wiener Klassik als Barock bezeichnet. Sie beginnt mit der Erfindung der Gattung Oper um 1600 und endet mit dem Tod Johann Sebastian Bachs 1750.

DIE HITS

Zahlreiche Bach-Werke erfreuen sich größter Beliebtheit, beispielsweise die „Goldberg-Variationen“, die „Brandenburgischen Konzerte“ oder das „Wohltemperierte Klavier“. Von Antonio Vivaldi ist vor allem der Violinkonzert-Zyklus „Die vier Jahreszeiten“ bekannt. Georg Friedrich Händels Oratorium „The Messiah“ mit dem Chor „Halleluja!“ genießt größte Popularität. Auch Marc-Antoine Charpentiers „Te Deum“-Präludium ist als Eurovisionshymne berühmt geworden.

DIE NEUEN CDS

Neben Philippe Jarousskys wunderbarem Vivaldi-Album „Heroes“ (Virgin) ragt vor allem Alan Curtis' Einspielung der Händel-Oper „Floridante“ (DG) heraus. Auch bemerkenswert: der erstmals auf CD zu hörende Countertenor Russel Oberlin mit seinen „Händel Arias“ (DG).

ANZEIGE

PRADA

Teil +49 211 266740